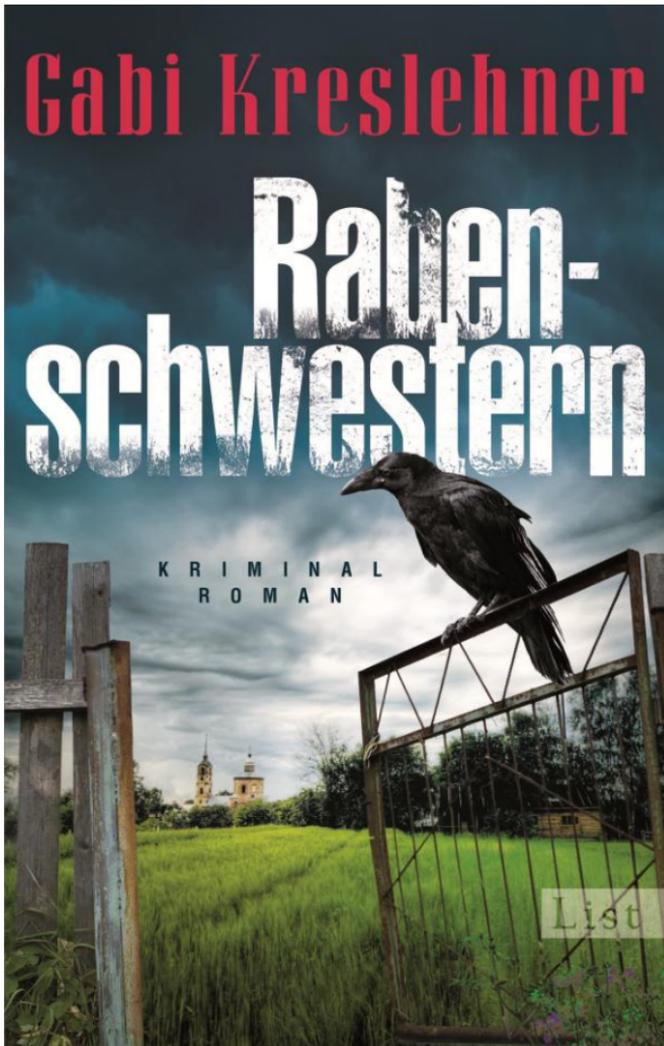


Leseprobe aus:

Gabi Kreslehner
Rabenschwestern



© 2014 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

Gabi Kreslehner

Rabenschwestern

Kriminalroman

List Taschenbuch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.list-taschenbuch.de



Originalausgabe im List Taschenbuch
List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.
1. Auflage Februar 2014
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2014
Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München
Titelabbildung: © Chris Cormack Photography/getty images (Landschaft);
© bürosüd° GmbH, München (Zaun, Vogel, Kirche)
Satz: LVD GmbH, Berlin
Gesetzt aus der Sabon
Papier: Holmen Paper Hallsta, Hallstaoik, Schweden
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-61181-5

1 Sie blickte auf die Uhr. Zwei Stunden bis zum Abflug. Genügend Zeit. Wunderbar viel Zeit. Ob sie doch ...?

Sie hatte die Fläschchen leuchten sehen, vorhin, als sie am Laden vorbeigegangen war, nur vorbei, nicht hinein, flüchtig hatten ihre Blicke die Regale gestreift, sie hatte sich nicht erlaubt stehen zu bleiben, nicht erlaubt, ihrer Sehnsucht nachzugeben. Aber nun begann ihr Herz schneller zu klopfen, sie schloss die Augen, um es intensiver zu fühlen, konzentrierter. Sie mochte es. Dieses Gefühl. Dieses Prickeln. Die beginnende Erregung. Ihr wurde heiß und zugleich kalt, sie vergaß jede Angst, mit jeder Faser ihres Herzens zog es sie in den Laden, zwischen die Regale, zwischen die Düfte, in die Stille der Glitzerfläschchen.

Kurz stand sie noch da, spannte all ihre Sinne an. Horchte. Schaute. Witterte. Streckte endlich die Hand aus.

Und liebte es. Auf der Stelle. Wie immer. Dieses Gefühl. Dieses Prickeln. Die Kühle des Flakons, die wie eine rasche Welle durch ihre Finger lief, sobald sie ihn berührte, die ihre Hände durchdrang und sich in ihre Haut brannte wie etwas von Bestand.

Darum nur tat sie es. Tat es immer wieder, nicht zu oft,

aber doch ... immer wieder, wenn das Glitzern der Flakons ihr mild in die Augen funkelte, wenn das Glitzern der Flakons sachte ihr Herz berührte, wenn es sagte und flüsterte und hauchte: Ich bin eine Möglichkeit. Dann ... tat sie es.

Schaute sich um, witterte wie ein Tier, Augen wach, Ohren hell, Herz im Sturm, sog ein, was es einzusaugen gab ... Stimmen, Bewegung in den Gängen, Blicke, die sie streiften ... *gefahrgefahrgefahr* ... und wenn ihr Herz sich beruhigte, wenn sein Schlag sich normalisierte, dann griff sie zu, dann schlug sie eine Bresche in die unberührten Reihen der Flakons, dann war sie Tigerin, Löwin, ein Raubtier auf der Jagd, hinter einem Duft her, einem, den sie aus ihrer Kindheit zu kennen glaubte, der ihr abhandengekommen war, gänzlich und verzweifelt abhandengekommen in den Jahren, als sie erwachsen geworden war, in den Jahren, als die Sicherheiten noch immer nicht sicher schienen und sie hineingefallen war in ein Suchen und immer noch nicht angekommen.

Später, in der Ruhe der Toilette, öffnete sie mit zitternden Fingern das Fläschchen und ließ seinen Duft verströmen und augenblicklich ... verlor es seinen Zauber, verlor es die Magie, die noch kurz zuvor ihr Herz zum Jubeln gebracht hatte. Kein Duft des Erinnerns, keiner, nie.

Die Enttäuschung war milder geworden mit der Zeit, erfahrener und abgeklärter, aber blieb niemals aus, zwängte sich in ihre Erinnerung als schaler Geschmack, als Missverständnis.

Sie ging.

Immer ging sie dann rasch, fiel ins Laufen, hatte noch

kurz das Bild des Flakons vor den Augen, der im Müll gelandet war und mühsam versuchte, noch ein wenig zu glitzern, ein wenig zu sprühen, jedoch inmitten von Zigarettenkippen, angebissenen Wurstbrötchen, Apfelbutzen und geknackten Coladosen erlosch.

Manchmal stellte sie sich vor, wie es wäre, wenn jemand sie entdeckte auf einem ihrer Gespensterzüge, wenn jemand auf sie zukäme mit raschen Schritten und entschlossenen Blicken. Sie wusste, sie würde sich wehren. Endlich würde sich auszahlen, was sie gelernt hatte in den Selbstverteidigungskursen im Sportunterricht, zielsicher würde sie mit ihrem spitzen Schuh im Schritt des Angreifers landen, in den Weichteilen dort, die lediglich geschützt waren durch ein bisschen Stoff und also wehrlos ausgeliefert der Spitze eines Schuhs und seiner verheerenden Wirkung.

Lilli fragte sich, wie es sich wohl anfühlte, wenn ihr Schuh an dieser Stelle landete, sie fragte sich, ob der Schrei jenes unglücklichen Flakonwächters ihr mit der gleichen Vehemenz in die Eingeweide fahren würde wie ihm der Schmerz.

Sie wusste, spätestens dann würde sie loslaufen, trotz der Schmerzen, die sie und ihn durchzuckten. Nein, keiner sollte sie ihr entreißen, die Glitzerfläschchen, die Kühlespender, die Trophäen ihrer Unerschrockenheit.

Lilli lächelte zittrig und atmete tief durch. Und dachte an den Flakon im Müll auf der Toilette und lehnte sich zurück und starrte auf die Anzeige auf dem Bildschirm, der ihren Flug ankündigte und dass bald *boarding time* war und dass sie in ein paar Stunden daheim sein würde, daheim, was immer das war.

Sie lächelte ein wenig verloren, ein wenig erschrocken über

die Gedanken, die manchmal in ihr flatterten wie schwarze Vögel, wie Gespenster, vage und durchscheinend wie Schatten, aber doch klar genug, dass Lilli sie als Abgrund erkannte.

Sie dachte daran, wie ihre Hand den Flakon umschlossen hatte, wie sie gespürt hatte, dass der spitze Verschluss in ihre Handfläche stach, wie die Kühle sich in eine matte Wärme verwandelte, aber die Wärme war in ihren Fingern nicht angekommen.

Auch jetzt fror sie, fröstelnd zog sie den Mantel um sich, der dunkelviolette Samt war eigentlich zu warm für die Jahreszeit, für die Wärme des frühen Septembernachmittags, aber sie fror leicht und sie liebte diesen Mantel, liebte seine geraden Linien, die in der sanften Weichheit des Samtes so mild wurden und alle Strenge verloren. Sie hatte den Mantel am Ende des Londonsommers in Soho entdeckt, im winzigen Laden eines noch unbekanntes Designers, sie hatte ihr Gesicht auf den Ärmel gelegt, in den Samt, und war augenblicklich versunken in dieser Weichheit, in dieser dunkelvioletten Geborgenheit, und hatte gewusst, sie musste ihn haben, diesen Mantel, koste es, was es wolle. Es hatte dann nicht sooo viel gekostet, eine kleine Stange Geld jedoch allemal, aber das machte nichts, denn sie ahnte, sie würde ihn tragen, bis er ihr in Fetzen vom Leibe fiel.

Es gab noch dies und das in dem Laden, vor allem aber gab es den Designer *himself*, der, als er Lilli sah, einen eigenartig verzückten Blick bekam, dessen Hingerissenheit sie nachempfinden konnte, weil sie sie selber für den Mantel fühlte.

Ob sie bleibe, ihm Muse sei, ihre Gesichtszüge, ihr Haar,

ihr Körper, ihre Beine, ohhhhh ... alles sei sooooo ... ohhhh ... ob sie bleibe ... *your name, miss?*

Sie lächelte ein bisschen stolz, ein bisschen verwirrt, gab vor, ihn nicht zu verstehen, sie sei Touristin und *very bad in english*.

Als sie den Laden endlich verließ, hatte er sie noch in ein Paar Stiefel gesteckt, dunkles Grau, weicher Velours, hohe Absätze, Overknees. Sie saßen so gut und so leicht, sie ging, als flöge sie, und als sie sich noch einmal umwandte, stand der Designer in der Tür, verneigte sich, hob die Hände wie zum Applaus und rief ihr hinterher: »*Stay! Please! Stay! Come back, my dear!*«

Lilli lachte und begann zu laufen und winkte ihm zu mit der Vehemenz des Glücks, manchmal sprang sie in die Höhe, ahnend, dass unter ihr die Erde sich drehte, unaufhaltsam, ein ums andere Mal, dass das Leben pochte und sie mittendrin war.

Daheim in ihrem winzigen Apartment drehte sie sich vor dem Spiegel hin und her und staunte. Dachte: Wow! Welche Eleganz! Wenn er mich so sähe in der Kanzlei, Mr Greenow, er würde sich verneigen und sagen: »*My dear, you're the best!*« und es ausnahmsweise auch tatsächlich meinen.

Am Abend dieses Tages wusste sie zum ersten Mal mit Gewissheit, dass sie nicht Anwältin werden würde, und eine kleine Zufriedenheit kroch in ihr hoch und Freude darüber, dass sie bald nach Hause flog.

Das Praktikum war gut gewesen. Die Stadt aber noch besser. Riesig. Laut. Glitzernd. London eben. Sie war eingetaucht in das Leben dieser Stadt, in seine Fremdheit, seine Freiheit und hatte sich wohl gefühlt. Drei Monate. Die nicht

lang gewesen waren, wie kleine Stippvisiten, jeden Morgen das dunkle Schimmern des Kaffees, den sie Mr Greenow ins Büro brachte, was er ihr seufzend lächelnd dankte mit dem immergleichen Satz, »*You're the best, my dear*«, und dann begann der Tag.

Mr Greenow war ein Studienkollege ihres Großvaters und dieser Tatsache hatte sie das Praktikum zu verdanken, diese drei Monate in seiner Kanzlei, wo große Fälle abgewickelt wurden, wichtige Fälle, Steuerdinge, Wirtschaftsgeschichten, Mordsachen, alles eben, was Anwaltstage vielseitig und eindrucksvoll machte.

Lächelnd hatte sie an den Verhandlungen teilgenommen, hatte neben den taffen, jungen Anwälten gesessen, Männern wie Frauen, Tiger allesamt, hatte ihre sicheren Stimmen gehört und jeden Morgen jenes milde »*You're the best, my dear*«, und von Tag zu Tag mehr gespürt, dass all das ... nichts, aber auch gar nichts mit ihr zu tun hatte.

Es machte sie nicht traurig, im Gegenteil, es machte sie sicher, und das erstaunte sie, denn die Konsequenz war bitter, bedeutete verlorene Zeit, drei Jahre, die sich in Rauch und Grau auflösten. Verbranntes Studium, dachte sie, während sie in der Abflughalle des Londoner Flughafens saß und noch ein wenig an Mr Greenow dachte, der seinen Satz nun wieder zu jemand anderem sagen würde.

Doch, das Praktikum war gut gewesen, aber die Stadt eben noch besser, und sie würde ihrem Großvater sagen, dass es nicht ihr Ding war, in diesen Beruf einzusteigen, wirklich nicht ihr Ding, dass es etwas anderes geben würde, etwas, von dem sie allerdings noch nicht recht wusste, was es war.

Sie seufzte. Wenn sie auch wenig über ihre Zukunft wusste

und wie sie sie gestalten sollte, eines wusste sie schon, nämlich, was er sagen würde, der Großvater, der alternde Anwalt, der sie sich als seine Nachfolgerin gewünscht hatte, als die, der er seine Kanzlei vererben konnte, nachdem schon seine Tochter ihn enttäuscht hatte. »Bist wie deine Mutter«, würde er sagen und diesen Ausdruck der Geringschätzung in den Augen haben, »weißt nicht, was du willst. Verrennst dich in dumme Ideen.«

Nein, dachte sie und musste grinsen, nicht in »dumme Ideen«, in gar keine vorerst. Und fühlte sich ... ein wenig ... leicht. Und fühlte sich ihrer Mutter verbunden, was sie erstaunte, denn sie waren doch ... zwei Welten.

Sie bekam Hunger und stand auf, marschierte an den Reihen der kleinen Lokale entlang, die sich in den riesigen Hallen friedlich nebeneinander erstreckten, und draußen landeten die Flieger und andere stiegen auf. Sie dachte an die Ausstellung, die sie vor ein paar Wochen gesehen hatte, die Ausstellung dieser deutschen Fotografin, *Menschen auf dem Flughafen* oder so ähnlich, *Wartebilder* oder so ähnlich. All die Fotografien hatten Lilli seltsam berührt, als würde sie manches kennen, als wäre ihr manches vertraut. Vielleicht war es die Art und Weise, wie die Kamera die Gesichter, die Augen gesehen hatte, sie ... erkannt hatte. Lilli wusste es nicht, aber sie vergaß die Bilder nicht, sie vergaß die Fotografin nicht, wie auch, sie kannte doch ihren Namen, Hanna Umlauf, fand ihn seit jeher seltsam und schön, sie kannte auch ihr Gesicht. Im Hause ihrer Großeltern hing ihr Bild an der Wand neben dem ihrer Mutter.

Das Handy läutete. Sie holte es heraus, ihre Mutter. Nein, dachte sie, nicht jetzt, ließ es wieder verschwinden in der Ta-

sche ihres Samtmäntelchens, ich seh dich ja noch früh genug.

Das Läuten hörte auf, kurze Zeit später das Piepsen einer SMS. Lilli seufzte, überlegte, ob sie nachschauen sollte, tat es dann.

Lilli, Liebes, stand da, ich bin am Flughafen, freu mich auf dich, haben uns lang nicht gesehen! Bist du groß geworden?

Unwillkürlich musste Lilli lachen. Was für eine Frage! Ja, dachte sie dann, bin ich, bin groß geworden. Und simste zurück. Ja, bin groß geworden.

»Zwei Lachsbrötchen«, sagte sie, »und ein Wasser und den Schokoladenkuchen und einen Kaffee und den Apfel«, und genoss die erstaunten Blicke des Verkäufers und dankte Gott wieder einmal für ihren gesegneten Appetit und ihren noch gesegneteren Verdauungsapparat, der im Nu wieder loswurde, was sie ihm zuvor angedeihen ließ. Sie setzte sich, aß, trank, der Hunger legte sich.

London, Stansted. Na also. Es war so weit. Wie immer hatte sie sich widerstandslos der überwältigenden Logistik anvertraut, die alle großen Flughäfen auszeichnete. Wie immer hatte die Landkarte des Logischen sie in seinen Bann gezogen, und nachdem sie nun all ihren Dämonen gehuldigt hatte, saß sie wartend in den Sitzreihen vor dem *gate*, in das Samtviolett ihres Mantels geschmiegt und erkannte fröstelnd, dass nicht alles so klar war, wie es manchmal, aber eben nur manchmal, so wunderbar erschien.

Das *boarding* würde in einer halben Stunde beginnen und ein paar Stunden später würde sie in München sein.

»*May I have the seat here?*«

Lilli nickte, ohne aufzuschauen, spürte, wie eine große Männergestalt sich neben sie setzte, alles neben ihr ausfüllte. Ein langer kräftiger Körper, von der Seite nur als Schemen erkennbar, große Schuhe neben ihren Schuhen und das ... ließ sie staunen, denn auch ihre Schuhe waren nicht klein, waren schon Größe 40 und dann solche ... Flossen!

Lilli musste grinsen, ja, das war wohl der richtige Ausdruck, Flossen, und eine leichte Wärme stieg in ihr hoch. Solch große Schuhe, mindestens 45, mindestens, eher 46! Was mussten das für große Füße sein! Und einer mit solch großen Füßen, wie gut musste der im Leben stehen!

Ja, dachte Lilli aus tiefster Überzeugung, ja, und nickte vor sich hin und konnte ihre Augen nicht wenden von diesen Füßen in diesen Schuhen, ja, so einem musste alles gelingen, alles, das Leben, die Dinge darin, alles. Nichts konnte so einen beeinträchtigen, keine Kälte, keine Hitze, nichts. Einer wie er musste keinem Duft hinterherjagen, keiner violetten Geborgenheit, einer wie er trug diese Geborgenheit in sich, einer wie er ...

Und endlich riss sie ihren Blick los von den Riesenschuhen und den ebenso großen Füßen darin und sie wandte sich dem ganzen Mann zu und wollte ihn fragen ... ja ... fragen ... ja ... was ... und plötzlich stand er auf und ging und sie starrte ihm hinterher und hatte nicht einmal sein Gesicht gesehen, kannte nichts von ihm, sah nur seine Füße ganz klar vor sich, seine Füße, die standen im Leben auf sicherem Boden, wie Berge, wie Hügel zumindest, sie wollte nicht übertreiben, aber doch ... ja ... aber doch.

Endlich schloss Lilli den Mund, in dem noch immer die Frage lag, die sie nicht gestellt hatte, die sie nicht einmal in

Gedanken formuliert hatte, diese Frage, die nun irgendwo im Nirwana ihres Gehirns verpuffte. Bescheuert, dachte sie, was bin ich bescheuert. Aber muss auch sein, dachte sie und seufzte zufrieden, muss auch manchmal sein, und grinste und dann kam die Durchsage, dass der Flug Verspätung habe, ganze eineinhalb Stunden.

2 Sie ist schon immer so gewesen, dachte Gertrud, diesen Hochmut hatte sie schon als Kind, und ich weiß ja, von wem sie ihn hat.

Sie blickte auf die Uhr, dann auf die Tafel, die die Flugzeuge anzeigte, die gelandeten und die nichtgelandeten, dann wieder auf die Uhr.

Sie hätte sich melden können, dachte Gertrud, es wäre Zeit gewesen, von London aus eine SMS zu schicken. Ich hätte mich nicht so hetzen müssen.

Na gut, dachte Gertrud, noch eineinhalb Stunden. Saumäßige Verspätung. Kaffee also.

Sie drehte sich um und schlenderte in das Rund der riesigen Halle, setzte sich in ein Bistro und bestellte Kaffee. Ach Lilli, dachte sie, du kleine Kröte, wie hab ich dich lieb. Wie hab ich dich vermisst. Werde ich dir die Wahrheit sagen müssen? Ist es nun so weit?

Sie rührte im Kaffee, schaute in die schwarzen Schlieren, ließ Zucker einrieseln. Augenblicklich waren die letzten Tage da. Was geschehen war. Vor einer Woche. Einer Woche bloß. Sie hatte sofort geahnt, dass die Welt sich nun anders drehen

würde, als sie es für gewöhnlich tat. Schneller. Und in die falsche Richtung. Zurück. In die Vergangenheit. Wo keiner hinwollte. Gertrud zumindest nicht. Nein, sie nicht. Auf keinen Fall. Gab keinen verfluchten Grund für die verfluchte Vergangenheit. Aber das sah er anders. Dieser Mann. Der plötzlich da gewesen war.

»Ich bin Tonio«, hatte er gesagt und gelächelt. »Und Sie sind Gertrud. Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschrecke, ich weiß ja, dass ich meinem Vater sehr ähnlich sehe.«

Dann erzählte er diesen Mist, dass er beobachtet hätte, wie sie durch die Allee kam, die zu ihrem Haus führte, dass er sie im Stillen gebeten hätte, stehen zu bleiben. Dass er gedacht hätte: Bleib stehen! Warte auf mich. Dreh dich um! Und sie sei tatsächlich stehen geblieben. Und er sei losgegangen. Auf sie zu. Wie von Fäden gezogen.

Sie schüttelte heftig den Kopf, holte sich zurück in die Gegenwart, spürte, dass sie zitterte. Wenn die jüngere Vergangenheit sie schon so maßlos erschreckte, was erst, wenn es weiter zurückging, und das wäre wohl der Fall, das ahnte sie, das war so sicher wie das Amen in der Kirche.

»Darf ich Ihnen noch was bringen?«

Sie fuhr herum, ihr Blick fiel auf die riesige Uhr, die über dem Tresen hing. Spät geworden. Zeit übersehen. Die Maschine aus London musste nun doch schon angekommen sein, das Förderband mit dem Gepäck würde schon laufen.

»Nein, danke. Ich möchte zahlen.« Sie schaute den Kellner an, merkte, dass er auf den Tisch starrte, in ihre Kaffeetasse. »Aber sie haben ja gar nicht ...«

Er deutete auf den Kaffee, der vor ihr stand, wie er ihn ge-

bracht hatte, lediglich kalt geworden. Sie winkte ab, drückte ihm einen Fünf-Euro-Schein in die Hand, wartete seine Erwiderung nicht ab, ging. Er blickte ihr hinterher, schüttelte den Kopf, zog die Augenbrauen hoch.

Sie tauchte ein in das Getümmel der Ankommenden und Abfliegenden, der Abholer und Abgeholt, fiel in einen hastigen Laufschrift, das Stimmengewirr vermengte sich zu einem gleichmäßigen Summen. Jetzt komm ich doch noch zu spät, dachte sie und musste schmunzeln, sie wird schon auf mich warten und mich missbilligend mustern. Ich werde sie in den Arm nehmen und fest an mich drücken und anfangs werde ich ihren Widerstand spüren und dann allmählich, wie er sich löst.

Ja, Gertrud kam zu spät. Ein wenig. Lilli war schon durch die Schleuse. Lilli wartete schon. Und stand da. Kleines trotziges Mädchen. Und war groß geworden. Erwachsen. Elegant. Gertrud staunte. Wie ist sie schön, dachte sie, warum hab ich das nie gesehen?

»Mama«, sagte Lilli, »hallo, Mama!« und ließ sich umarmen und merkte, dass sie weich wurde, ein wenig.

3 Gertrud stand auf der Terrasse, ein letztes Glas Wein in der Hand. Die Kinder waren im Bett, Moritz schon seit zwei Stunden, Lilli seit eben. Christian räumte das Geschirr in die Spülmaschine. Sie hörte ihn rumoren und dachte an das Essen, dessen entspannte Atmosphäre sie alle genossen hatten. Der Kleine war bald müde geworden, und nachdem er

noch eine Weile wie eine Klette an Lilli gehangen hatte, bis diese ihm endlich versprochen hatte, morgen früh auch noch da zu sein, konnte sein Vater ihn endlich ins Bett bringen.

»Ich hab ihn vermisst«, sagte Lilli leise und lächelte. Gertrud nickte. »Er ist ein kleiner Schatz, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Lilli, »ja, das ist er wohl.«

Leichter Wind kam auf, brachte den Duft reifer Zwetschgen.

Lilli musste lächeln. »Marmelade? Wie jedes Jahr?«

Gertrud lächelte auch. »Natürlich«, sagte sie, »man kann die vielen Früchte doch nicht verkommen lassen.«

»Nein«, sagte Lilli, »kann man nicht. Soll ich dir helfen? Krieg ich ein paar Gläser?«

»Ja«, sagte Gertrud. »Das wäre schön! Und natürlich kriegst du welche!«

Sie schwiegen ein bisschen, dann: »Bleibst du eine Weile hier?«

»Nein«, sagte Lilli, »morgen will ich heim.«

Gertrud spürte einen Stich des Bedauerns. »Aber ich könnte mich doch um deine Wäsche kümmern, du könntest dich ausruhen und in Ruhe ankommen!«

»Nein«, sagte Lilli.

»Aber du ...«

Lilli schüttelte den Kopf, schnitt ihr das Wort ab, keine Diskussion. Kurze Stille. »Ich war in ihrer Ausstellung«, sagte sie schließlich und wartete darauf, dass Gertrud erstarrte, sich kühl wappnete, so wie es immer geschah, wenn dieser Name fiel, Hanna, und er fiel auch so gut wie nie, war ein Tabu, war ein rotglühender Stein, niemand sprach von Hanna, niemand. Lediglich das Foto an der Wand im Wohn-

zimmer der Großeltern bewies, dass es sie einmal in dieser Familie gegeben hatte.

Aber dieses Mal erstarrte Gertrud nicht. Sie trank einen Schluck Wein und schaute ihre Tochter müde an. »Und? Sind sie schön, ihre Fotos? Haben sie dir gefallen?«

»Ja«, sagte Lilli überrascht. »Ja, sie sind wunderschön!« Und hoffte, dass Gertrud weitersprechen würde, aber sie tat es nicht. Sie schaute in die Dunkelheit des Gartens, schaute.

»Mama«, sagte Lilli und berührte vorsichtig ihren Arm, »Mama!«

Gertrud schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie und hörte selbst die Heftigkeit in ihrer Stimme, »nein, frag mich nicht. Ich kann dir nichts sagen. Vielleicht irgendwann, vielleicht ...«

Sie brach ab, Lilli nickte, streichelte über Gertruds Arm, schwieg.

Hanna, dachte Gertrud, von überall her Hanna, und begann zu frösteln im Dunkel der Terrasse. »Vielleicht«, sagte sie, »vielleicht sperre ich den Laden zu und flieg für ein paar Tage nach Griechenland. Es wäre die richtige Zeit dafür. Würdest du dich ein wenig um Moritz kümmern, während Christian arbeitet?«

»Sicher«, sagte Lilli.

Christian kam wieder, schenkte Wein nach, Lilli erzählte von London, die Zeit begann zu laufen. Irgendwann stand Gertrud allein auf der Terrasse mit dem letzten Glas Wein, darauf wartend, dass Christian kommen und sie von hinten umarmen würde, wartend, dass er mit seinem Mund ihren Hals entlanggleiten würde. Sie würde ihn abschütteln und sagen: »Es ist spät. Ich bin müde.« Und sie würde gehen, sich

nicht umdrehen und trotzdem wissen, dass er da stand mit hängenden Schultern und resigniertem Gesicht und sie auf den Mond wünschte oder zum Teufel oder wohin auch immer.

Sie zuckte die Schultern. Sie konnte nichts tun, es war, wie es war. Und jetzt gerade war eben Tonio zurückgekehrt, auf irgendeine geheimnisvolle, wahnsinnige Weise zurückgekehrt in ihr Leben und irgendwie auch in Lillis und wahrscheinlich auch in Hannas, und also Hanna auch in ihres, Gertruds.

Er war einfach auf sie zugekommen an einem der letzten milden Augustabende, als der Herbst schon längst in der Luft lag. Sie war durch die Allee zu ihrem Haus gegangen in einem Kleid aus Kupfer und Stein, die bräunlichen Monde ihres Busens wogten im Rhythmus ihrer Schritte, schwarzroter Schatten fiel aus dem Dach der Ahornbäume – eine Einheit, kostbar und selten. Und er war einfach losgegangen. Auf sie zu. Wie von Fäden gezogen. Im Stillen bat er sie stehen zu bleiben. Er dachte: Bleib stehen! Warte auf mich. Dreh dich um!

Und wirklich blieb sie stehen, wandte ihr Gesicht zum Licht, schloss die Augen, sog die Luft ein, diese frühe Ahnung des Herbstes, erstaunt über einen Augenblick des Friedens und der Stille.

»Wie seltsam«, sagte er, berührte sie leicht am Arm. »In Gedanken habe ich Sie gebeten, stehen zu bleiben. Und Sie sind wirklich stehen geblieben.«

Er grinste, verlegen, nervös, räusperte sich. »Ich muss wohl hypnotische Fähigkeiten haben.«

Sie starrte ihn an, schüttelte leicht den Kopf. »Was ...?«,

sagte sie, stockte, trat einen Schritt zurück. Er genoss ein bisschen ihre Fassungslosigkeit und ihr Erschrecken.

»Ich weiß«, sagte er und tat ein wenig zerknirscht, »dass ich meinem verstorbenen Vater sehr ähnlich sehe. Vielleicht hätte ich Sie warnen sollen. Dass Sie sich nicht so erschrecken.«

Sie starrte in sein Gesicht, in seine Augen, sie starrte seine Haare an, seine Kleidung, ihr war klar, dass er kein Geist war, keine Illusion, ein anderer als jener aus der Erinnerung, und doch ...

Sein Vater?

Sie fühlte, wie ihr Herz kalt wurde, sie sah, dass ihre Vergangenheit sich öffnete, ein Abgrund.

»Darf ich Sie auf einen Kaffee einladen? Oder lieber Tee? Oder vielleicht ein Glas Wein?«

Verlegen redete er auf sie ein, sein Atem war nah an ihrem Gesicht. Was für eine Unverfrorenheit, dachte sie, was für eine Unverfrorenheit!

Sein fehlender Sinn für Distanz irritierte sie, machte sie wütend, sie trat einen Schritt zurück, schüttelte den Kopf, schweigend, und starrte fasziniert in dieses merkwürdig bekannte Gesicht.

Es kann nicht sein, dachte sie und starrte unverwandt auf seinen Mund, die Linie seiner Wangen, das Grau seiner Augen, deren Vertrautheit ihr die Kehle zuschnürte.

»Wer sind Sie?«, fragte sie atemlos. »Wer sind Sie?«

»Entschuldigen Sie«, sagte er und kaute nervös auf seiner Lippe, nannte seinen Vornamen und seinen Nachnamen, nur den Vornamen behielt sie, der Nachname war ihr fremd. Aber der Vorname erschreckte sie noch einmal, denn er

machte klar, dass das hier kein Zufall war, dass da einer auf der Suche war, nach ihr, nach Hanna, nach der alten Geschichte.

»Wie mein Vater«, sagte er noch und sie spürte endlich, wie er sich vor Verlegenheit wand, und dachte, wie sein Vater, was für ein Dummkopf, das ist ja wohl offensichtlich.

»Den haben Sie gekannt, nicht wahr?«, fragte er und hoffte auf Zustimmung, aber sie schüttelte den Kopf, hastig, räusperte sich, sagte: »Nein.«

Es kann nicht sein, dachte sie, schüttelte erneut den Kopf und dachte wieder und wieder, dass es nicht sein könne und dass sie sich wehren werde, den Versuch immerhin sei es doch wert.

»Nein«, sagte sie lauter als nötig. »Lassen Sie mich in Ruhe. Belästigen Sie mich nicht!« Und wandte sich ab.

»Bitte«, sagte er, »gehen Sie nicht einfach! Lassen Sie es mich erklären! Bitte!«

Aber sie war schon ein paar Schritte weiter, er folgte ihr, drückte ihr einen Zettel in die Hand. »Meine Handynummer. Ich würde so gern ...! Bitte rufen Sie mich an. Bitte! In ein paar Tagen, in einer Woche. Wann immer Sie wollen!«

Sie starrte ihn an, dann den Zettel in ihrer Hand, dann wieder ihn, dann ließ sie ihn endgültig stehen. Zu Hause holte sie die alten Fotos hervor, sie war allein, Christian bei Freunden, Moritz im Bett, eine der letzten Hitzenächte des Jahres, Ende August, der Sommer ging zur Neige. Sie war nicht froh darüber. Vielleicht ahnte sie, dass ...

Nein. Sie ahnte nichts. Es war nichts zu ahnen.

Sie starrte die Fotos an, Hanna, Tonio, sich selbst. Wie

jung sind wir gewesen, dachte sie, wie jung, und sehnte sich kein bisschen danach.

Tonio also. Immer wieder Tonio. Sie spürte den schalen Geschmack im Mund, ging zum Fenster, beugte sich hinaus in die Nacht, spürte das Schwappen in ihrem Magen. Scheiße, dachte sie, scheiße, aber es war schon zu spät.

Hilflos lag sie später auf dem Sofa und begriff endlich im Herzen und im Kopf, was so logisch und augenscheinlich war. Vom Vater hatte er gesprochen, vom verstorbenen Vater, und vermengte die Vergangenheit derart mit der Gegenwart, dass nichts mehr im Lot blieb.

Er hat uns also betrogen, dachte sie, er hat uns betrogen, das Arschloch, Hanna vor allem, aber irgendwie auch mich.

Er hat seinen Schwanz auch in andere gesteckt, dachte sie wütend, wer weiß, in wie viele, und einen Sohn gezeugt, wer weiß, wie viele, und selbst den Namen hat er ihm vererbt.

Dieser Junge kommt in mein friedliches Leben, dachte sie und fühlte sich hilflos, er kommt hier hereinspaziert, als ob das nichts wäre. Er wird dafür sorgen, dass alles kaputtgeht.

Sie sprang hoch, lief wieder zum Fenster, blickte hinaus in die Nacht, das Dunkel war weich, war wie Flaum, man konnte sich nicht daran festhalten.

Na gut, dachte sie endlich und wurde ruhig, na gut, dann soll es so sein. Die Zeit schien stillzustehen für einen winzigen Augenblick, sie drehte sich ... zurückzurückzurück ... damalsdamalsdamals ...

4 Zehn Kilo! Franza stöhnte. Zehn verdammte Kilo! Zehn läppische Kilo! Und es passierte einfach nicht. Dass sie verlorengingen. Einfach so. Nebenbei. Wie der Schnee im Frühling. Das funktionierte doch auch. Warum nicht bei ihr?

Franza seufzte und musste grinsen. Sie steckte fest. In dieser schrecklich engen Kabine. Was man noch hätte aushalten können. Notfalls. Aber was noch viel schlimmer war, sie steckte in Jeans fest. Und das ... war nicht auszuhalten. Oder nur schwer. Nur mit angehaltenem Atem. Und eingezogenem Bauch.

Wie Himbeereis, dachte sie und träumte sich ein bisschen weg, wie Himbeereis in der Sonne. Du legst dich auf so einen Sonnenfleck und schon beginnst du zu schmelzen und nach zehn Kilo ist Schluss und du stehst auf, atmest tief durch, schüttelst dich ein bisschen und schaut, ob auch alles noch an den richtigen Stellen sitzt, der Busen am Busen, der Bauch am Bauch, der Hintern am Hintern. Und dann, dachte Franza, ja, dann gehst du in diese Boutique und die Verkäuferin lächelt dich nicht mitleidig an, weil du zehn Kilo zu früh gekommen bist, sondern sie lächelt aufrichtig und warmherzig, weil sie weiß, dass die Jeans, diese Wahnsinnsjeans, sich an dich schmiegen werden wie eine zweite Haut, dass sie nach mehr verlangen werden, nach dem richtigen Shirt, der richtigen Bluse, vielleicht sogar der richtigen Jacke, dieser Wahnsinnslederjacke, die da vorne im Schaufenster hängt, und dass sie, die Verkäuferin, deshalb ein Wahnsinnsgeschäft machen würde.

Franza grinste, ließ langsam ihre Bauchmuskeln los, ent-

spannte sich. Es ging. Irgendwie. Sie staunte. Es geht irgendwie, dachte sie, es geht!

»Passt sie?«

Forsch drang das Piepsestimchen in die Kabine, und Franza registrierte zufrieden den schrillen Ton. Wenigstens das, dachte sie, wenigstens zur Barbiefigur eine Piepsestimme.

»Ich bin noch nicht sicher«, sagte sie, schob den Vorhang der Kabine auf und trat ein paar Schritte hinaus, weg vom Spiegel, und gleich sah die Welt ein bisschen anders aus, ein bisschen besser. Na ja, dachte sie, so schlimm ist das gar nicht, bloß eine Nummer zu klein. Zwei Wochen nix essen und dann passt sie wie angegossen. Und Sport. Ein bisschen Sport.

Sie schloss seufzend die Augen.

Na ja, vielleicht besser Sex. Wilder heißer Sex. Den mochte sie lieber als Sport. Viel lieber. Schließlich sollte man das Leben doch genießen, in jeder Hinsicht. Sie dachte an Port, mit dem sich so herrlich vögeln ließ, sie dachte daran, dass sie Lust auf ihn hatte, jetzt in diesem Augenblick, dass sie Lust darauf hatte, dass er ihr diese verdammt engen Jeans vom Leibe riss, sie dachte daran, dass er gerade Probe hatte und abends eine Monstervorstellung und dass er also bis spät in die Nacht nicht zu erreichen war und dass er dann, spät in der Nacht, müde sein würde, unendlich müde ... also vielleicht doch besser Sport.

Seufzend stellte sie sich die frischgebackenen Kekse vor, die sich in einer Dose in ihrer Tasche befanden und auf der Stelle losduften würden, sobald sie den Deckel herunternahm. Felix und Arthur werden sich freuen, dachte sie, während sie sich vor dem Spiegel hin und her drehte.

»Sagen Sie, diese Jacke im Schaufenster, diese hellbraune Lederjacke, die würde ich gerne probieren.«

Die Verkäuferin räusperte sich vorsichtig. »Das tut mir sehr leid«, sagte sie, »aber ich fürchte, die haben wir nicht in Ihrer Größe.«

Franza drehte sich um und sah ihr fest in die Augen, sie setzte ihre Kommissarinnenmiene auf, aber ahnte, das würde nichts helfen. »Fürchten Sie?«, fragte sie. »Und wenn Sie doch mal schauen würden?«

»Ja«, sagte die Verkäuferin und seufzte unmerklich, »wenn Sie meinen. Das kann ich gerne tun.« Und ging. Auf die Suche. Nach der richtigen Größe.

Blöde Kuh, dachte Franza, es gibt doch wohl mehr Frauen wie mich! Und sooo unmöglich war ihre Größe schließlich auch wieder nicht.

»Du bist leichtsinnig gewesen, Franza«, murmelte sie, »was gehst du auch in so eine Boutique!«

Eigentlich hatte sie nichts Besonderes vorgehabt, bloß ein bisschen bummeln gehen und nebenbei diese unglaublich leckere Pasta besorgen, die sie im Feinkostladen unten an der Ecke hatten. Auf dem Kommissariat war nichts los, das musste man ausnützen, kam nicht oft vor, und nun baute sie Überstunden ab, die sich ohnehin so rasch ansammelten wie die Staubflocken in ihrem Wohnzimmer.

Ja, Zeit, herrlich viel Zeit, und also schlenderte sie durch das Einkaufszentrum von Geschäft zu Geschäft, die Rolltreppe hoch, an den Schaufenstern vorbei und dann war da plötzlich die Jacke gewesen, die Lederjacke, die sie nun nicht in ihrer Größe hatten. Dieses hellbraune Wunderding hatte sie angelacht und darum war sie durch die Tür und darum

hatte sie sich in die Jeans gezwängt, denn zu ihren alten ausgebeulten Hosen hatte sie die Jacke nicht anprobieren wollen.

Das hatte sie nun davon. Sie ging zurück in die Kabine, setzte sich auf den Hocker, öffnete vorsichtig den Reißverschluss der Jeans, genoss die wiedergewonnene Freiheit ihres Bauches und wartete. Dass die Verkäuferin wiederkommen würde. Dass sie vielleicht doch fündig geworden war. Aber Madame ließ sich Zeit.

Egal, dachte Franza, die von außerhalb der Kabine so gut wie nicht zu sehen war, und sah sich etwas um. Es waren kaum Leute hier, was nicht verwunderte angesichts der stolzen Preise. Neben Kleidung führte der Laden auch Schmuck, Parfüms, Schuhe, alles in edler übersichtlicher Zahl ausgestellt auf einer übersichtlichen Fläche. Allmählich begann Franza sich zu langweilen und sie fragte sich, was die Verkäuferin wohl gerade tat, sich die Fingernägel polieren, in der Nase bohren, sich mit tausend Freunden auf Facebook unterhalten?

Plötzlich öffnete sich die Ladentür, eine junge Frau trat herein, blickte sich um. Wow, dachte Franza, schicke Person, süßes Mädels. Mantel aus lila Samt, Stiefel bis übers Knie, Haare hochgesteckt, kluger gerader Blick.

Ich kenne sie von irgendwoher, dachte Franza, woher kenne ich sie, und ließ aus alter Gewohnheit die Verbrecherkartei an ihrem inneren Auge vorbeilaufen. Gleichzeitig schalt sie sich kopfschüttelnd und leise lachend eine Idiotin, denn was hätte eine junge Frau wie diese zwischen den harten Jungs verloren?

Obwohl ... Erstaunt beobachtete Franza sie und wurde mit jeder Sekunde unruhiger.

Voller Begierde schien die junge Frau plötzlich zu sein, der Samt des Mantels vor Anspannung zu glühen. Es war, als witterte sie in die Luft, als wolle sie erspüren, ob Gefahr drohe, vorsichtig wandte sie den Kopf nach beiden Seiten. Rasch duckte Franza sich in ihren toten Winkel, um nicht gesehen zu werden.

Es waren Parfüms, edle kleine Glitzerflakons, die die Aufmerksamkeit des Mädchens erregten. Franza sah, wie die Hände über den Fläschchen schwebten, eine ewige Sekunde lang, dann griffen sie zu. Ein letzter rascher Blick flog durch den Laden, dann schien die junge Frau sich sicher zu fühlen und der Flakon verschwand in den Tiefen ihrer Handtasche.

Franza saß auf dem Hocker, ein bisschen erstarrt, ein bisschen amüsiert, ein bisschen erstaunt. Einer kleinen Taschendiebin war sie also auf die Schliche gekommen, einer kleinen Kleptomantin, denn so, wie die sich benommen hatte, hatte das sehr nach Zwang ausgesehen, nach Wiederholung. Ja, dachte Franza, Wiederholung, Zwang, und dann hörte sie das Klicken der Tür, das Mädchen war gegangen, wie sie gekommen war, leise, unauffällig. Die Verkäuferin hingegen war immer noch verschwunden, als ahnte sie, dass die Polizei ohnehin da war.

O.k., dachte Franza und schoss hoch, dann wollen wir mal, dann kommen wir mal unserer Pflicht nach, und spürte, wie ihr Instinkt erwachte, ungebärdig, wild, raubtierhaft. Sie hetzte los, hinter dem Mädchen her zur Tür und hinaus, im Laufen hörte sie noch die Verkäuferin schreien, was das solle, sie, Franza, trüge eine teure Designerjeans und sie, die Verkäuferin, könne doch nichts dafür, dass sie

die Jacke nicht in ihrer Größe hätten, und wenn sie, Franza, nicht sofort zurückkäme, werde die Polizei gerufen.

Als hätte die Diebin die schrille Stimme auch gehört, drehte sie sich um, sah Franza auf sich zukommen, erkannte die Gefahr, Raubtier gegen Raubtier, und sprintete los, Richtung Rolltreppe, Richtung Ausgang, Richtung Rettung. Sie war schnell, erstaunlich schnell, trotz der hochhackigen Stiefel und Franza spürte plötzlich, dass sie selber ... keine Stiefel anhatte, nicht einmal Schuhe, nein, nichts, dass sie ... nichts an den Füßen hatte außer dünnen Baumwollsöckchen, weil ihre Schuhe neben ihrer Tasche in der Kabine standen. Einen kurzen Moment lang war Franza irritiert und stockte und es war, als übertrage die Irritation sich auf die junge Frau, denn sie stockte auch, drehte sich um, blickte auf Franzas laufende Sockenfüße, wurde langsamer. Die Rolltreppe kam in Sicht, sie hetzten sie hinunter, Franza spürte unangenehm die Rillen an den Sohlen, ihr wurde klar, was sie hier für eine Figur abgab, einem Mädchen hinterherhetzend, auf Socken und mit offenem Jeans-Reißverschluss.

Was bin ich für eine Idiotin, dachte sie, blieb stehen und stützte ihre Hände auf den Knien ab. Was misch ich mich in Sachen ein, die mich nichts angehen, eine kleine Verrückte, die Parfüms klaut in einem völlig überbeuerten Scheißladen! Kann mir das nicht einfach egal sein?

Sie atmete tief durch, hob den Kopf, blickte nach vorne. An der Eingangstür zum Einkaufszentrum zwanzig Meter entfernt stand die junge Frau und schaute in ihre Richtung. Franza schüttelte den Kopf und schnappte nach Luft. Spinnt die, dachte sie und setzte sich wieder in Bewegung, spinnt die??? Wartet die jetzt auf mich???

Ja, sie wartete, ging noch durch die Drehtür, stand dann da und blickte Franza entgegen.

»Sie sind nicht schlecht in Form«, sagte sie und grinste ein bisschen, »für Ihr Alter.«

»Ach ja«, schnaufte Franza und versuchte ruhig zu atmen. »Finden Sie?«

»Ja.« Die junge Frau nickte. »Schließlich sind wir jetzt durch das halbe Einkaufszentrum gerannt und Sie noch dazu in Socken.«

Wieder grinste sie spöttisch und blickte auf Franzas Füße. »Warum eigentlich?«

Franza hob die Augenbrauen und ärgerte sich noch ein wenig über die Respektlosigkeit und den Spott ihres Gegenübers, aber in ihrem Inneren hatte sie sich längst beruhigt.

»Warum was? Warum ich Ihnen hinterherlaufe oder warum in Socken?«

»Beides.«

»Hm!« Franza überlegte. »Warum ich Ihnen hinterhergelaufen bin, wissen Sie. Und warum in Socken ... tja, manchmal ist das Leben so.«

Das Mädchen lächelte und Franza fühlte sich berührt, spürte ein vages Mitgefühl, eine Sorge.

»Gute Antwort«, stellte das Mädchen fest.

»Ja?«, sagte Franza, »danke.«

»Kann ich jetzt gehen?«, fragte das Mädchen.

Franza verharrte für den Bruchteil einer Sekunde, dann nickte sie, blickte in die nachdenklichen, aufmerksamen Augen des Mädchens. »Wer sollte Sie aufhalten? Ich doch nicht. Ich sollte mir meine Schuhe holen.«

»Aus dem Laden?«

»Ja, aus dem Laden. Ein Scheißladen im Übrigen.«

Das Mädchen lachte. »Ich weiß. Warum gehen Sie da überhaupt hin? Das haben Sie doch gar nicht nötig.«

Nicht nötig! Franza konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken, wurde aber gleich wieder ernst. »Und Sie?«, fragte sie. »Haben Sie das nötig? Wie oft müssen Sie das tun?«

Helle Röte übergoss plötzlich das Gesicht der jungen Frau, auf einmal wirkte sie ganz klein, ein Bäumchen, das dem Wind nicht standhielt. Sie zuckte mit den Schultern. »Das geht Sie nichts an! Oder wollen Sie mich in eine Therapie schicken?«

Sie setzte ihr spöttisches Lächeln wieder auf, doch ihr Spott war zittrig, und Franza hatte das Bedürfnis, sie in die Arme zu nehmen, ein bisschen zu wiegen, aber natürlich tat sie es nicht.

»Nein«, sagte sie, »nein, ich schick Sie in keine Therapie. Das müssen Sie schon selber tun.«

Das Mädchen schwieg.

»Aber das wird wohl noch ... eine Weile dauern?«, fuhr Franza vorsichtig fort.

Das Mädchen zuckte die Schultern. Franza streckte ihre Hand aus. »Franza«, sagte sie, »und Ihr Name?«

Vorsichtig ergriff das Mädchen die Hand. »Ich weiß«, sagte sie, »Sie sind Bennys Mutter. Sie sind Polizistin. Das hab ich immer bewundert.«

»Oh!« Franza staunte. »Sie kennen Ben? Woher?«

»Aus der Schule. Wir sind irgendwann mal in einer Klasse gewesen. Ich muss jetzt gehen.« Sie entzog Franza die Hand und ging.

»Ihr Name?«, rief Franza, »Ihr Name?«

Das Mädchen drehte sich noch einmal um. »Lilli«, sagte sie. »Ich bin Lilli.«

Dann war sie weg, verschwunden in der Menge. Franza stand noch eine Weile nachdenklich da. »Lilli«, murmelte sie und sah noch die Augen vor sich, helles Braun, kleine Pünktchen darin.

Sie kehrte ins Einkaufszentrum zurück, fuhr die Rolltreppe hoch, begegnete den Blicken, die sie maßen, sie und ihre Sockenfüße, sie und ihre immer noch offenstehende Hose, begegnete den Blicken mit Hochmut, als ob es das Normalste der Welt wäre, in Socken und offener Hose durch das Einkaufszentrum zu laufen.

Die Verkäuferin stand an der Tür zum Laden, eine alt gewordene Barbie, sie redete wild gestikulierend auf einen Polizisten ein, der ihre, Franzas, Tasche in der linken und ihren Dienstausweis in der rechten Hand hielt.

»Ach«, sagte Franza zu der Verkäuferin, »Sie haben sich Verstärkung geholt«, und lächelte den Polizisten an, dem die Erleichterung ins Gesicht geschrieben stand, als er Franza vom Foto her erkannte. »Na, Gott sei Dank«, sagte er, »dann löst sich ja alles in Wohlgefallen auf. Was war denn los, Frau Kommissarin?«

Franza schüttelte den Kopf und lächelte. »Nichts, Herr Kollege. Falscher Alarm. Sie können mir gerne meine Sachen wiedergeben.«

»Oh«, sagte er und drückte ihr beides in die Hand. »Entschuldigen Sie!«

»Keine Ursache«, sagte Franza, und an die Verkäuferin gewandt: »Ich werde mich jetzt wieder salonfähig machen.«

Sie ging in den Laden, warf in der Kabine einen letzten

Blick auf sich in den Jeans, zerrte sie dann herunter und schlüpfte in die alten, die es auch noch eine Weile tun würden.

Die Verkäuferin war ihr gefolgt, stand nun ein wenig ratlos vor der Kabine herum und räusperte sich. »Ich wusste ja nicht, dass ... Sie ... bei der Polizei ...«

»Macht doch nichts«, sagte Franza, atmete tief ein und freute sich, wie bequem ihre alten Hosen waren.

»Werden Sie die Jeans ...?«

»Nein«, sagte Franza, »ich werde die Jeans nicht ..., denn ich nehme nicht an, dass Sie sie in meiner Größe haben.«

Die Verkäuferin schwieg betreten, wahrscheinlich hatte sie ein mulmiges Gefühl, weil sie nun wusste, dass Franza Polizistin war. Wahrscheinlich dachte sie an ihre Verkehrsünden oder dass sie hin und wieder kiffte, obwohl ... nein, das wahrscheinlich nicht, Barbies kifften nicht und Altbarbies schon gar nicht, Barbies fuhren höchstens einmal ein bisschen zu schnell um die Kurven, dass die Reifen quietschten und sie ganz doll lachen mussten. Aber ansonsten waren Barbies brav, angepasst und schön und an Sonntagen fuhren sie mit Ken auf den Rummel und aßen ... keinen Eisbecher. Franzas hingegen taten das, und zwar mit Genuss, Franzas sündigten manchmal, was das Zeug hielt, und hatten nicht einmal ein schlechtes Gewissen dabei.

Genau, dachte Franza befriedigt, genauso ist das. Manchmal brauchte man einfach die Einfachheit einfacher Weltbilder.

Und Franza ging aus dem Laden und dem Einkaufszentrum und hinaus in die Sonne. Sie ging beschwingt, die Franza, und dachte ... an nichts, an alles, an nichts.